

Kranke und behinderte Menschen in der NS-Zeit

Vergessen? Niemals! Erinnern – aber wie?

Die Oktoberausgabe der Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde „Der Schlern“ ist dem Thema „Schicksale kranker und behinderter Menschen in der NS-Zeit“ gewidmet. Ein Beitrag darin stammt aus der Feder von P. Martin M. Lintner. Hier Auszüge aus seinem Aufsatz mit dem Titel „Zur Ethik des Erinnerns“.

Elie Wiesel, ein Überlebender des Holocaust, der 1986 den Friedensnobelpreis für seine Vorbildfunktion im Kampf gegen Gewalt, Unterdrückung und Rassismus erhalten hat, setzte sich in seinen Werken intensiv mit den schrecklichen Erfahrungen in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern auseinander, in die er als Zwölfjähriger eingeliefert worden war. Er verlor dort seinen Vater, seine Mutter und eine Schwester.

Sein Vater verstarb in derselben Baracke, in die auch er eingesperrt war. Aus Angst wagte er es nicht, an das Bett seines Vaters zu treten, der sterbend, mit immer leiser werdender Stimme verzweifelt den Namen seines Sohnes rief.

Kampf gegen die Gleichgültigkeit

Wiesel wusste sich nach seiner Befreiung von einer Mission beseelt: Das, was er erlebt und erlitten hat, sollte sich niemals mehr wiederholen! Der Kampf gegen die Gleichgültigkeit wurde zu einem Schlüsselwort seiner Werke, das Prinzip der Nicht-Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der anderen zu einem Mahnmal der Erinnerung an die Opfer. Aber, so betonte Wiesel einmal: „Um Missverständnissen vorab zu begegnen: Es geht nicht um platte ‚Lehren aus der Vergangenheit‘, schon gar nicht um ‚Lehren von Auschwitz‘, was das unfassbare Ereignis wiederum verzwecken würde. Es geht auch nicht um künstliche Parallelen zwischen Vergan-

genheit und Gegenwart; die Probleme und die Zeiten sind heute andere. Studium und Kenntnis der Geschichte aber sind Grundvoraussetzungen einer Ethik, die Entscheidungen treffen will über das Zusammenleben von Menschen in Zukunft.“

Damit spricht Wiesel eine zweifache Bedeutung der Erinnerung an die Opfer der NS-Zeit an: Die Erinnerung an die Opfer um ihrer selbst willen und die ethische Bedeutung der Erinnerung für heute.

Erinnerung – ein Akt der Gerechtigkeit

Der Historiker Stefan Lechner hat in seinem lesenswerten Buch „Die Absiedlung der Schwachen in das ‚Dritte Reich‘ – Alte, kranke, pflegebedürftige und behinderte Südtiroler 1939–1945“ (Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2016) knapp 300 Fälle von Menschen aufgearbeitet, die während der NS-Zeit aus Südtirol deportiert worden sind. Eindrucksvoll zeigt er auf, dass die Rolle einzelner Südtiroler Ärzte, die sich am Tod vieler Patienten mitverantwortlich gemacht haben, weiterhin der historischen und moralischen Aufarbeitung bedarf.

Andreas Conca, Primar des Psychiatrischen Dienstes im Gesundheitsbezirk Bozen, bemüht sich bereits seit einigen Jahren, ein dunkles Kapitel der Geschichte in Südtirol aufzuarbeiten: die Kindereuthanasie während der NS-Zeit. Er hat sich auf Spurensuche von zehn Kindern aus Südtirol



Gedenkstele von Rosa Unterweger in Schlanders – Opfer der NS-Euthanasie

begeben, die im Rahmen der NS-Euthanasieprogramme den Tod gefunden haben. Das symbolische Heimkehren der Kinder – zum Beispiel durch eine Gedenkstele wie jene in Schlanders, die an Rosa Unterweger erinnert, die im Alter von zwölf Jahren in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren an den Folgen von medizinischen Experimenten verstarb – ist ein Akt der Gerechtigkeit ihnen gegenüber und soll auch Trauerarbeit für die Angehörigen ermöglichen, so Conca. Die Erinnerung ist in der Tat ein Akt der posthumer Gerechtigkeit gegenüber den Opfern, die wir ihnen als Gesellschaft schulden. Es geht darum, sie dem Vergessen zu entreißen und ihnen ihre Würde wiederzugeben: ihren Namen, ihr Ansehen, ihre Biographie.

Die Opfer nicht instrumentalisieren

Diese Erinnerung gilt in erster Linie ihnen selbst und ist aus Achtung ihnen gegenüber

zu leisten. Elie Wiesel hat sehr feinfühlig davor gewarnt, die Erinnerung zu verzwecken. Wir erinnern uns dieser Kinder nicht, um daraus etwas zu lernen oder um Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen. Eine solche Erinnerung würde die Opfer instrumentalisieren. Wir würden damit vielleicht auch allzu leicht unser Gewissen beruhigen. Oder wir würden uns der Grausamkeit des Geschehenen nicht stellen: der Einsamkeit, den Ängsten, den Schmerzen, die diese Kinder – getrennt und fernab von ihren Familien – erlitten haben; der Ungewissheit, dem bangen Sorgen, dem Schmerz der Eltern und Geschwister, denen die Kinder weggenommen worden sind, und der (enttäuschten) Hoffnung, dass sie zurückkehren würden, der Trauer beim Erhalt der Todesnachricht.

Erinnerung – (k)eine Wiedergutmachung

Die Frage der Gerechtigkeit den Opfern gegenüber ist mit dem ehrenden Gedenken jedoch nicht gelöst. Denn für die Opfer selbst bedeutet sie keine Wiedergutmachung. Die Vergangenheit bleibt in diesem Sinne auf bedrückende Weise unabgeschlossen – und das gilt es auszuhalten.

Michael von Cranach, von 1980 bis 2006 leitender ärztlicher Direktor des Bezirkskrankenhauses Kaufbeuren, schreibt im Vorwort eines Buches über Ernst Lossa, einen vollkommen gesunden Jungen aus der Minderheit der Jenischen, der

aufgrund einer angeblichen Schwererziehbarkeit im Alter von 14 Jahren in der Heil- und Pflegeanstalt Kaufbeuren-Irsee durch eine Giftspritze ermordet worden ist: „Wenn ich Ernst heute anschau, mag ich am liebsten alles ungeschehen machen, doch das ist unmöglich, wie wir alle wissen. Selbst wiedergutmachen (was für ein unglückliches und schönfärberisches Wort haben wir damals im Rahmen der Entschädigung der Opfer des Holocausts gewählt!) geht nicht. Doch Bücher wie diese geben Ernst und allen Opfern die Würde zurück, die ihnen auf so schlimme Art genommen wurde.“

Reinhold Boschert-Kimmig, der sich intensiv mit dem Gedenken des Holocausts auseinandergesetzt hat, sieht die ethische Relevanz der Erinnerung darin, die „Geschichte in ihrer Negativität zu verstehen und sie darin für heute fruchtbar zu machen“. Es geht also um das Bemühen zu verstehen, wie es zur Entwicklung und sozialen Akzeptanz menschenverachtender Ideologien sowie zur rechtlichen und politischen Umsetzung systematischer Vernichtungsprogramme kommen konnte – und um dann alles in unserer Möglichkeit Stehende zu tun, um zu verhindern, dass Vergleichbares wieder passiert.

Dynamik der Ablehnung und Ausgrenzung

Ein wesentlicher Aspekt dieser Negativität der Geschichte ist die Dynamik der Ablehnung, Ausgrenzung – schließlich Aussonderung und Vernichtung von Menschen, die von bestimmten Normvorstellungen abgewichen sind. Solche Menschen wurden zunächst sprachlich disqualifiziert und entwertet. So wurden psychisch Kranke bereits vor der NS-Zeit als „Ballast-



Auch Südtiroler wurden Opfer des Euthanasieprogramms der Nazis.

existenzen“, „Viertel- und Achtelkräfte“, „leere Menschenhüllen“, „geistig Tote“ und schließlich als „Parasiten“ und „lebensunwertes Leben“ bezeichnet. Man stellte sie als Gefahr für die Gesundheit des Volkes und als Last für die Wirtschaft dar. So wurde ein Klima der Ablehnung und der zunehmenden Gewaltbereitschaft gegenüber psychisch kranken und geistig behinderten Menschen geschaffen, die damals auf der rassenideologischen Vorstellung eines gesunden, leistungsstarken und wehrhaften Volkskörpers basierte und schließlich mehr und mehr soziale Akzeptanz fand.

Ohne dieses Klima einer radikalen Gewaltbereitschaft diesen und anderen Menschen gegenüber hätten die Nazis ihre verbrecherischen Vernichtungsprogramme kaum formulieren und durchführen können.

Man muss Partei ergreifen

Durchschaut man diese Dynamik, dann läuft es einem kalt über den Rücken, wenn heute in den öffentlichen Debatten – selbst von hochrangigen Politikern – unverhohlen Migranten als „menschliches Fleisch auf Schlepperbooten“, Ausländer als „Parasiten“ bezeichnet werden oder auf Wahlplakaten Slogans stehen,

die Säuberungsaktionen fordern – wovon bzw. von wem auch immer! Vollkommen zu Recht mahnte Bischof Ivo Muser in seinem Hirtenwort über die Würde des Menschen anlässlich des „Hoch-Unser-Frauentages“: „Was mich in den gegenwärtigen Diskussionen besonders beschäftigt, ist die Verrohung der Sprache, die Angstmacherei, das Übertreiben, die demagogischen Argumentationen. Hier wird sprachlich einer radikalen Entsolidarisierung mit Menschen in Not der Weg bereitet.“ Am Ende meiner Überlegungen möchte ich nochmals Elie Wiesel zu Wort kommen lassen, der mit der Autorität, die ihm als Opfer und Überlebender des Holocaust zukommt, gesagt hat: „Ein Recht gestehe ich keinem zu: das auf Gleichgültigkeit. Man muss Partei ergreifen. Neutralität hilft dem Unterdrücker, niemals dem Opfer. Stillschweigen bestärkt den Peiniger, niemals den Gepeinigten.“



Der Autor dieses Beitrages, Martin M. Lintner, ist Professor für Moralthologie an der Phil.-Theol. Hochschule in Brixen.



Sie heißen Rosa, Walter, Agnes, Max, Elisabeth und Josef, Fidelis, Ida, Konrad, Josef und wurden Opfer des NS-Euthanasieprogrammes. Die bewegenden Schicksale dieser zehn Südtiroler Kinder stehen im Mittelpunkt eines Themenschwerpunktes in der Oktoberausgabe der Monatszeitschrift „Der Schlern“.

Neben den Beitrag von Martin M. Lintner über die „Ethik des Erinnerens“ sind noch folgende Aufsätze zum Hauptthema in der „Schlern“-Ausgabe enthalten: „Kindereuthanasie in Südtirol“ (Andreas Conca und Vanda Toso); „Südtiroler Ärzte in der Zeit von Option und Nationalsozialismus“ (Stefan Lechner); „Psychiatrie im Nationalsozialismus – Erinnerung und Verantwortung einer wissenschaftlichen Fachgesellschaft“ (Frank Schneider); „Dieser Blick wurde nicht zwischen zwei Menschen ausgetauscht – Entmenschlichung und Unmenschlichkeit als Thema eines europäischen Schulprojekts“ (Annelore Homberg, Reinhard Dinkelmeier, Mirinda Ashley Karshan).

Die Monatszeitschrift „Der Schlern“ ist im Buchhandel zum Preis von 22,00 Euro erhältlich.